

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Norddeutsches Volksblatt. 1887-1918 11 (1897)

186 (12.8.1897)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-261220](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-261220)

Norddeutsches Volksblatt

Organ für die Interessen des werktätigen Volkes. Nebst der illustrierten Sonntagsbeilage: „Neue Welt“.

Das „Norddeutsche Volksblatt“ erscheint täglich mit Ausnahme der Tage nach Sonn- und gesetzlichen Feiertagen. — Abonnementpreis pro Monat (inkl. Frangirungslohn) 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; durch die Post bezogen (Bezahlungsmittel Nr. 5290) vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., monatlich 70 Pfg., excl. Beleggeld.

Redaktion und Expedition:
Sant, Neue Wilhelmshavener Straße 38.
Telephon - Anschluss Nr. 58.

Inserate werden die fünfspaltige Grenzspalte oder deren Raum mit 10 Pfg. berechnet; bei Wiederholungen entsprechender Rabatt. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Inserate für die laufende Nummer müssen bis spätestens 12 Uhr Mittags in der Expedition aufgegeben sein. Größere Inserate werden früher erbeten.

Nr. 186.

Bant, Donnerstag den 12. August 1897.

11. Jahrgang.

„Leben und leben lassen.“

Ein vortheilhafter Grundlag, nicht so überschwänglich und sentimental klingend wie das „Viehe deinen Nächsten wie dich selbst“, dafür aber um so praktischer, praxistabiler. Aber Praxis und Theorie sind auch da zweierlei, man fährt ihn gern im Munde, um sich als Biedermeier zu legitimieren, wenn aber das egoistische Interesse mit seinen nagelbeisenden Stiefeln auftritt, dürfen solche höhere Maxime nur schäntlichen flüchten und werden kaum angeführt.

Leben und leben lassen — das heißt nicht bloß, daß man Anderen den Kopf nicht abheißt, sondern daß man ihren Erfindungsgeist, ihren berechtigten Interessen gern den nöthigen Spielraum gewährt und nicht dem eigenen Vortheil zu Lieb rückwärtslos Anderer Erfindungsbedingungen schädigt und ihre Bewegungsfreiheit einschränkt und unterdrückt; bildet gesprochen: daß man nicht die Wesen und Aeder anderer Leute vermisst, um Oafen und Korböde zu jagen. Es ist das Prinzip der Toleranz, vom Religiösen aus Weltanschauung übertragen. Wie Jeder nach seiner Façon soll leben dürfen, so soll Niemand gehindert sein, seine Berufs- und Standesinteressen wahrzunehmen und zu fördern. Die Welt hat Raum genug für Alle.

Das hört freilich sich Alles recht schön und gut an; wenn nur die leidigen Interessenskonflikte nicht wären. „Leidit bei einander wohnen die Gebanten, doch hart im Raum stoßen sich die Sachen“, die Interessen, im Klassenfaß. Des Einen Vortheil ist des Andern Nachtheil und umgekehrt. „Des Einen Ihl (Eule) ist dem Andern sin Nachtigall“, heißt es im Norden. Wenn die Interessen des Mäler mit den Interessen des Fischer sarambolieren, ist jeder von den Beiden auf seinen Vortheil erpicht und eintrant, und es geht ihn wenig, das Glück, die Ertrien des Andern zu ruinieren. Das Klassenfaßliche Wirtheitsleben ist ein großer Jokus, wo sich zahlreiche Ringkämpfe abspielen, in denen der Eine den Andern zu Boden ringen will.

So zwischen Einzelpersonen, so zwischen Gruppen, Berufsständen und Klassen. Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaften ist die Geschichte von Klassenkämpfen. Zwischen den bürgerlichen Gruppen und Berufsständen hat sich immerhin das Prinzip „Leben und leben lassen“ Geltung verschafft, wenigstens mehr als zwischen Individuen. Gefesende Körper und Vermaltungen zeigen das Bestehen, Sonne und Wind annähernd oder doch nur einigermaßen gleichmäßig zu ver-

theilen und durch allerlei Maßnahmen Denen unter die Arme zu greifen, die durch die Ungunst der Verhältnisse ins Hintertreffen gekommen sind (Bauern, Handwerker, Kleingewerbe). Ihr Können freilich bleibt weit hinter ihrem Willen gewaltig zurück, und dieses Willen selbst schnurrt und schrumpft wieder kärglich zusammen, sobald das Interesse des Großbesitzes Quare lassen soll.

Dagegen der Arbeiterklasse gegenüber wird in der besitzenden Klasse das „Leben und leben lassen“ wenig oder gar nicht beachtet. Sie betrachtet man als dienende Schicht, die nicht beugt ist, an die Gesellschaft höhere Ansprüche zu stellen, sondern mit den Profanen zufrieden sein muß, die von der Tadel der besitzenden Klasse erbalen. Wie wäre es sonst möglich, daß man in der besitzenden Klasse über jede Lohnbewegung, jedes Verlangen nach besseren Arbeitsbedingungen, speziell Verfürzung der Arbeitszeit, aufgebracht, indignirt ist, daß man darin eine unheimliche, anmaßliche Ueberhebung erblickt und sogar Mitleid, denen Wohlthun gegen die Arbeiter nicht abgeprochen werden kann, à la Putzamer in jedem noch so berechtigten Streit die Dobra der Revolution oder Rebellion zu sehen glauben und die Behörden zur Parteinahme gegen die Arbeiter ermuntern? Wie wäre es möglich, daß man den Koalitionen und Organisationen der Arbeiter alle möglichen Hindernisse zu bereiten sucht und manche Arbeitgeber sogar „ihren Arbeitern“ mit Entlassung drohen, falls sie ihrer Organisation beitreten und Arbeitervereinigungen befehlen? Heißt das „Leben und leben lassen“?

Wenn der Grundlag „Leben und leben lassen“ gelten soll: warum sollen die Arbeiter nicht eben so gut wie alle anderen Berufsstände mit gesellschaftlichen, vernünftigen und anständigen Mitteln um Verbesserung ihrer Klassenlage, ihrer Ertrienverhältnisse, ringen, kämpfen dürfen? — Weil man sich im Bürgerthum nach gar nicht daran gemöhnt hat, die Arbeiter als eine allen anderen Berufsständen vollständig koordinirte Schicht anzuerkennen, darum hat man dort für die Ungeheuerlichkeit, das Kulturwidrige, das Schandbare, ja das Verbrechen jener Ausnahmehandlung und Umfürzung, womit gewisse Leute die Arbeiterklasse freisetzen und verbünden wollen, für Verbesserung ihrer Klassenlage zu kämpfen — denn die Angst vor Neugabelrevolutionen ist ja bei den Weissen demüthert Schwindel — gar nicht die richtige Empfindung und Bemerkung: statt mit Abscheu und Empörung solche verruchte Attentate auf die Klasse, die „allen Segen schafft“ und die ganze Gesell-

schaft ernährt und erhält, als Verbrecherpolitik zu brandmarken, diskutirt man lang und breit über deren Nützlichkeit oder Schädlichkeit. Aber „mit demselben Maße, mit dem Du mißt, wird Dir wieder gemessen“: Das rittermäßige Auftreten des ostelbischen Junkertums gegen Industrie und Handel ist die naturgemäße und folgerichtige Nemesis für das Verhalten des Bürgerthums gegen das Proletariat, und darin, daß auch das nationalliberale Bürgerthum durch die dablütigen Anmaßungen sich gezwungen sah, gegen das Aderrecht, die Gesetz zu stimmen, zeigt sich wiederum „die Verunft in der Geschichte“.

In England, dem großindustriellen Vorkampfland, ist die besitzende Klasse längst davon zurückgekommen, sich über Arbeiterbewegungen zu entrüsten; man sagt sie als ebenso legal und gerechtfertigt auf wie das Bestreben und den Kampf aller andern Berufsstände um Verbesserung ihrer Ertrienlage. Selbstredend hat auch in England die Arbeiterklasse selbst sich diese günstige Position erkämpfen müssen. Auch in Deutschland hat die klassenbewußte Arbeiterklasse durch ihre politischen und gesellschaftlichen Organisationen und deren Agitationen und Aktionen schon manche schönen Erfolge errungen. Aber unablässig und eifrig muß weiter gerungen und der bestehenden Klasse begetradet werden, daß sie auch der Arbeiterklasse gegenüber das Prinzip anzuerkennen hat: „Leben und leben lassen.“

Politische Rundschau.

Deutsches Reich.

Der „Reichs-Anzeiger“ meldet, daß der bisherige Vizepräsident in Rom, Herr von Bilow, „mit der Vertretung bei der Wahrnehmung der Geschäfte des Staatssekretärs des auswärtigen Amtes und gleichzeitig während dieser Zeit mit der Stellvertretung des Reichsfanzlers im Bereiche des Auswärtigen Amtes“ betraut ist. Das Blatt meldet weiter, daß der Staatssekretär des Reichspostamts, von Pöblistki, zum Bevollmächtigten des Bundesrats ernannt ist.

Die Erftwahl zum Reichstag für Westpreußen ist auf den 29. Oktober anberaumt.

Gegen das Marine-Sepicennat erklärt sich nun auch der nationalliberale „Dann. Courier“, das Organ des Herrn v. Bennigsen.

Einwas von Riquel. „Ich erinnere mich, in einer englischen Schrift gelesen zu haben, daß in Zeiten, wo die Partei der bürgerlichen Freiheit im Siege war, die Lords sich bemühten,

durch soziale Phrasen die arbeitenden Klassen hinter sich herzuweisen und sie gegen die bürgerliche Freiheit anzuhetzen und anzuregen. Der englische Schriftsteller fügte aber auch noch hinzu: „Gefährlich war es nicht, denn das Volk war zu klug; es sah sehr bald die Wappenschilde auf den Rücken der Lords blinken und verließ sie lachend!“ Das ist ein Stück aus einer bei der Beratung der Gewerbeordnung gehaltenen Reichstagsrede des Abgeordneten Riquel am 18. März 1860. Diese Sätze kamen uns, so schreibt der Berliner Mitarbeiter der „Neuen Zeit“, als wir kürzlich die Rede des Herrn Riquel lasen, so unverweilt bekannt vor, daß wir den „englischen Schriftsteller“ auch einmal gelesen haben mußten, und doch suchten wir vergebens in allen „englischen Schriftstellern“, die wir kannten, nach den so prägnanten Sätzen, durch die Herr Riquel den Beifallsturm des norddeutschen Reichstages gegen Wagner entfesselte. Endlich fiel uns der rettende Gedanke ein: On revient toujours à ses premiers amours (Man kommt immer auf seine erste Liebe zurück). Und siehe da: im „kommunistischen Manifest“ fanden die Sätze, die Riquel auf die angebliche Autorität eines „englischen Schriftstellers“ dem norddeutschen Reichstag vortrug.

Gegen den Präsidenten des kaiserlichen Anwalts, Geheimrath Löwe, ist von einem Politiken Klage wegen Beleidigung erhoben worden. Als sich der Kaiser am Sonntag den 20. Juni in Carhaven befand, hatte sich Geheimrath Löwe, um eventuell zur Verfügung zu stehen, nach den Schließungsanlagen vom Brunnhütler-Deisen begeben. Auf einer Bank bei der Schluß haben der Kaiser Frigge und der Polizeidirektor Grube. Beide kannten den Präsidenten nicht, nahmen daher auch keine Veranlassung, als er vorbeiging, die Donnets zu machen, und nun soll der Präsident laut eine den Politiken beleidigende Aeußerung gethan haben. Er soll nämlich gesagt haben: „Will denn der Politiken nicht aufhören, was ich denn das für ein Pflgel.“ Durch diese Aeußerung fühlte sich der Politiken selbstverleumdlich beleidigt und stellte Strafantrag; er ist bereits mehrfach erucht worden, den Strafantrag zurückzugeben, er weigert sich aber und somit kommt die ganze Angelegenheit demnach vor die Strafkammer in Altona. — Wir sind auf die exemplarische Strafe begierig, mit der die Beleidigung des Politiken geahndet werden wird.

Die Brandenburger, welche nach einer vom Kaiser im Jahre 1892 gehaltenen Rede nach zu Großem bestimmt sind und die der Kaiser

Wahn und Wirklichkeit.

Roman von W. Höfer (E. Weidhöfer).

77) — — — — —
„Weil sich ein Anderer in mein Vertrauen schlich?“ fragte sie hastig. „Ich weiß es, Du hörtest davon.“
„Weshalb noch diese Erörterung? Ich sehe den Zweck nicht ein.“ Wieder sich wendend, mochte er hoffen, daß sich ihr Arm aus dem seinen lösen werde. Aber den Arm entzog sie ihm nicht, sondern wandte blüthenell das Haupt, und ein einsiger Blick gab ihr Gewißheit, daß seine Augen Helene suchten.
„Doch sie, doch sie?“ stieg es frampfhaft in ihrer Brust empor. — „Doch sie!“ flammte es in ihr auf. Vor dem Sturm, der ihr Innerstes durchstöße, waren ihre letzten Zweifel geworden, und nun wußte sie, daß ihre Befürchtung begründet war. Helene die Erwählte! Diese Hofen der Liebe erlöschten ihm auf der Brust, von der er sagte, daß sie geschlossen sei. Dieses Mädchen und sie! So einfach, so harmlos, ein Kind der Berge — während sie, ganz anderen Kreisen entziffen, eine Dame der Welt, die ein Mann wie Romberg —!
Der Gedanke an Romberg machte klägliches Körper erbeben. Im Weiterstreiten waren sie um eine Bewegung des Beuges gekommen, und da die Gesellschaft, der Helene eine besonders schön gemachte Tanne zeigte, in einiger Entfernung blieb, so waren Schreffler und Käthe allein. In ihrer furchtbaren Erregung hatte

se ihm nun doch den Arm entzogen. Es schwannte ihr Alles vor Augen, und eines plötzlichen Faltes bedürftig, lehnte sie sich an den Felsen, der dem Wege die andere Richtung gab.
„Was ist Ihnen?“ fragte er besorgt. „Sie leiden. Soll ich die Anderen rufen?“
„Nichts — nein. Die Verhafteten jetzt nicht zu sehen, danke ich diesem Fels.“ Ihre ganze Kraft zusammen raffend, stand sie wieder aufrecht, und blickt vor ihn hindertend, strömten ihre Worte auf ihn ein:
„Du bist es, den ich liebe, Dir gehöre ich! Zerze nicht an dem Schler, den ich über meine Irthümer war! Auch Du, Ernst, Du irrst es auch, als Du Die erkofst, die Dir nimmer genügen kann. Der Blick, mit dem Du Helene suchtest, hat mir Alles verrathen. Was soll sie Dir? Fürchte die Neue, die Folleraualen, die nie von mir wichen, seit ich mich von Dir wandte. Vergieb — vergieb! Herrsche das Band, das Dich an ein Trugbild fettet, und erlöse mich. Ja, Erlösung durch Dich! Romberg ist es, den ich erhörte, ich liebe ich; nie — nur Dich! Ein einziges Wort der Bergebung von Dir tilgt alle meine Schuld, und um so herrlicher erlöschten dann die Kofen anferer Liebe. Ihr, dem Trugbilde, entreiße Dich, an das Dich nur Irthum fettet, und mid entreiße diesem Ort und ihm, den ich nie liebte und den ich nun hasse, seit ich Dich wieder sah!“
Das Haupt senkt, lebend die Hände erhoben, so stand sie da. Was er auch sagte, während sie sprach, und wie er sich auch bemühte, ihr überwallendes Herz zu hemmen, in

Schranken zu weisen, sie hörte ihn nicht. Alles verzog sie um sich her; Alles versank vor ihm, der vor ihr stand. Dann sagte er in seiner ruhigen, höflichen Weise: „Ich kenne kein Trugbild, an das ich getettet wäre, und die Neue, von der Sie reden, kann geschehene Dinge nicht ändern.“
Das drang wie ein Speer auf sie ein. Ihr schwand auch die letzte Kraft, und mit schwachem Aufschrei, der sich ihrer Brust entwand, taumelte sie an den Felsen zurück. So stand sie einen Moment, einem Steinbilde gleich, bis sie eine andere Stimme vernahm, die ihre Gestalt wie Fieber packte. Jäh riß sie die Augen auf und schloß sie wieder. Vor ihm jetzt nicht sehen, nicht jetzt, der zwar leuchtend, doch sich völlig beherrschend und Ueberzeugung in jeder Miene, vor ihr stand, als wäre er an ein Krankenbett gerufen.
Noch trug er das Tuch auf dem Arm, in das er sie hüllen wollte. Wie sprach auch er so ruhig und kühl: „Ich ging den Andern etwas voraus. Zu oft sah ich die schöne Tanne, auf die Fräulein Helene aufmerksam machte, als daß sie mich fesseln könnte. Der Felsenvorsprung verberg Ihnen meine Nähe, und es schien mir nicht rathsam, ein so eifriges Gespräch zu unterbrechen. Gut jetzt, daß ich — der Arzt — nicht länger säumte, nach Fräulein Wolters zu sehen. Befestigen Sie, Fräulein — doch nein, was brauche ich Puls! Daß Sie krank sind, daß Sie Fieber haben, kann jeder Vaie sehen. Bitte, hier ist das Tuch; reichen Sie mir Ihren Arm. Es die Pflicht des Arztes, Sie heimzuführen;

stehen Sie sich getroßt auf den Arzt — auf den Arzt!“
Das war Alles so freundlich und theilnehmend gesprochen. Romberg, sagte sich Schreffler, wußte jedes Wort vernommen haben, und seine Haßungskraft löste ihm Stauen ein. Sicher hatten doch Käthes Worte einen Sturm in Romberg entfacht, und dennoch diese Ruhe und vollendete Höflichkeit! Sorgsam hüllte er sie jetzt in das Tuch. Sie nahm seinen Arm; sie schwante an seiner Seite. So wurden die Andern erreicht, und nach Worten des herrlichen Wohlgefühls für die Kranke empfahlen sich die Gäste, während die Schloßbesohner heimwärts gingen.
Kein Wort hatten Käthe und Romberg auf diesem Wege gewechselt. Daß der Arzt der Kranken Schmeigen auferlegte, schien Allen nur natürlich zu sein. Sie wurde der Haushälterin übergeben, die sie auf ihr Zimmer führte, und Romberg sagte nun zu Jener gemandt: „Zunächst wird Ruhe das Beste sein. Dann werde ich nach Fräulein Wolters sehen, wie es die ärztliche Pflicht verlangt.“
Die Thür schloß sich hinter ihnen — er war allein. Da drohte ihm die so lange erzwungene Kraft zu verlassen; schwer athmend, als wäre er selber ein Kranker, sank er in den Sessel. Erst vor wenigen Stunden verriet er die Qualen seiner Frierend! Da erst hörte sie die in ihm aufsteigende Beforgnis, daß sie Schreffler schon früher gekannt!

(Fortsetzung folgt.)

nach einem gleichfalls abgegebenen Versprechen herrlichen Zagen entgegenzuführen will, werden, soweit die Stadt Brandenburg in Betracht kommt, zur Zeit vom königlichen Regierungspräsidenten nicht ganz so vollständig eingeleitet, wie in der bekannten Rede des regierenden Monarchen. Der Regierungspräsident hat, wie wir kürzlich schon erwähnten, durch Zwangsverfügung der Stadt die Einstellung von zwei neuen Polizeierregimenten aufgestellt und diese Maßregel in der Hauptstadt mit der gefährdeten öffentlichen Sicherheit, der zunehmenden sittlichen Verwahrlosung und moralischen Verkommenheit der Brandenburger Bevölkerung (!) begründet. Auch das Anmahnen der vermaldeiten Sozialdemokratie wurde natürlich als Grund der Verweigerung der Polizei mit angeführt. Gegen diese Begründung erhob sich ein lebhafter Protest in der Stadtverordnetenversammlung. Der Regierungspräsident habe sich nämlich auf das Gutachten eines Geisteskranken, auf eine im Jahre 1892 veröffentlichte Denkschrift des im vorigen Jahre in der Zrenankunft verstorbenen Polizeidirektors Schwarzkopf gestützt. In dieser Denkschrift werden für Brandenburg 20 janzig Polizeierregimenten verlangt, weil in allen Gesellschafts-schichten Sittenlosigkeit überhandgenommen habe. Geinidel, überhaupt aller Aufsicht der menschlichen Gesellschaft bilde den wesentlichen Bestandteil der Brandenburger Bevölkerung. Der Vorsteher der Stadtverordnetenversammlung bezeichnete die Begründung des Regierungspräsidenten als vollständig unzutreffend und die vorerwähnte Denkschrift als haarsträubende Ueberschätzung eines kranken Menschen. Stadtverordneter Mewes rügte es, daß ein Subalternbeamter über den Kopf des Polizei-chefs hinweg beratende Berichte an den Regierungspräsidenten abgeben könne. Nach längerer Debatte beschloß die Versammlung schließlich, von einer Klage beim Oberverwaltungsgericht wegen der zwangsweisen Einstellung der zwei Polizeierregimenten als aufschießend Abstand zu nehmen, sich der Zwangsverfügung zu fügen, aber in einem scharfen Protest an den Regierungspräsidenten seine Begründung als unzutreffend zurückzuweisen, ferner darin zum Ausdruck zu bringen, daß der Bericht des Polizeidirektors Schwarzkopf zum Theil völlig un-wahr, zum Theil stark übertrieben und un-gewogen sei, die Zustände in Brandenburg zu-treffend zu charakterisiren.

Der Reichstagsabgeordnete Preiß wurde aus der eilich-lehrtragigen Volksarbeit wegen Zu-widerhandels gegen die Artikel 4 und 5 des Parteiprogramms, die die Schul- und sozial-politische Frage betreffen, offiziell ausgeschlossen.

Eine andere Ordnungshöhe ist der bis-herige Bürgermeister Girth in Zörgau. Der-selbe wurde auf Grund eines von der Staats-anwaltschaft erlassenen Stiefbriefes in Sion, Kanton Wallis in der Schweiz verhaftet. Er war seit dem Freitag Abend vergangener Woche mit seiner Frau nach Zörgau ge-kommen. Seine Frau wurde in Frankfurt a. M. ver-haftet. Dieser laubere Bürgermeister hat als Rechtskanwalt in Warschau den ihm anver-trauten Wändelgeldern 800 Mk. verur-teilt. Das Landgericht in Wöttingen hat die Sade der Staatsanwaltschaft in Zörgau an-gesagt. Davon bekam Girth Wind und flüchtete. Es hat sich aber jetzt auch herausgestellt, daß Girth die Stadt Zörgau um 50 000 Mk. geschädigt hat, die in der Bank für Handel und Gewerbe in Berlin deponirt waren. Im Besitz der in Frankfurt verhafteten Frau sind 10 000 Mark gefunden worden. Noble Passionen haben diesen Bürgermeister und Lieutenant der Reserve auf die abschüssige Bahn gebracht. Bürgermeister Girth, bemerkt die „Leipz. Volksztg.“, ist ein gleichmüthiger Kumpan des Pastors Manitius in Saathain, der wegen Unterschlagung von Kirchengeldern verhaftet worden ist. Das zwei Hauptagita-toren der konservativen Partei, die noch bei der letzten Wahl den Kampf für „Ordnung und gute Sitte“ mit Eifer gepredigt haben, sich hinterher als solche Hollanten ent-puppen, ist auch ein lehrreicher Beitrag zu der konservativen Flausche vom „blanken Ehrenschild“.

Känliches Jhul und Chelien. Paul Göhre schildert in der „Wahrheit“ die Zustände, welche auf einer Oberbrücke in Romane herrschen. Ein delagisches Bild bietet dort das Verrennhaus, nur liegt es hinter hohen Mauern und dichtem Gebüsch verdeckt, gleichsam als habe es ein böses Gemissen und müßte sich schon verbergen“. Wie sehen aber die Wohnungen der Arbeiter aus? Darüber theilt Göhre u. a. Folgendes mit: „Entzündet waren die Schlafkammern der Arbeit-bernde. Geradwegs komfortabel. Sprechende Be-weise einer fast rührenden Fürsorge der „Verr-schaft“ für „ihre Leute“. Sie lagen dicht unter dem Dach und bestanden aus drei Böden. Das eine, das kleinste von ihnen, hatte sogar einen besonderen Eingang. Es war freilich höchstens sieben bis acht Meter lang und etwa zwei Meter breit, dafür schloßen aber auch drei Menschen darin. Seine Hauptwand wurde durch das Dach gebildet, in dem man Sparten um Sparten, Ziegel um Ziegel zählen konnte. Alles, was sich in diesem Räume vorfind, waren acht Betten und weiter nichts. Weder ein Stuhl, noch ein Kleiderhalter, nicht einmal ein Nagel in der

einigen vorhandenen aufrechten Lehnmur. Natürlich gehören zu den Betten auch keine Bett-stellen. Wozu auch? Ein Strohsack auf ebener Erde, über ihm ein Leinwand, ein Kopfkissen und das Deckbett war alles — in der That, genug Komfort für dieses an sich schon verwohnte, an-spruchsvolle, nie zurückerne Volk. Das Kopie-nde der Betten war in den späten Büchel zwischen Dach und Dienen hineingehoben, die Strohsacke selbst etwa je einen Fuß breit von einander gelegen. In diesem Räume schliefen vier Ehepaare! Man hörte: vier Ehepaare! Und male sich selbst aus, was allnächtlich dieser niedrige, fahle, brüden heiße Raum an dunsteln Szenen erleben mochte. Aber nicht — das macht nichts? Das gutsherrliche Ehepaar war ja, Gott sei Dank, nicht darunter. Eine Thür führte in die zwei anderen Schlafkammern. Der, in den man zuerst eintreten mußte, war der Schlafraum der unverheirateten Männer, wölig dem eben geschilderten gleich, nur größer, mit viel mehr Betten und etwas mehr geraben Wänden. Aus ihm führte eine zweite Thür in den gleich großen und gleich ausgestatteten der Mädchen. Einen anderen, eigenen Zugang hatte dieser Mädchenschlafraum nicht. Jedes Mädchen, das zu Bett gehen wollte, mußte den Männer-raum passieren, mußte bei der Engigkeit, die darin herrschte, beinahe aber einzelne dieser Männerbetten hinwegsteigen. Und dann diese Thür, die beide Räume angeblich trennte! Sie war nicht verschließbar! Dazu kein Schlüssel, das ein wenig hätte Wache halten können. In diesen Dachräumen wäre das ja doch nur feuer-gefährlich gewesen! Und andere Gefahren gab's ja nicht! Wenigstens nicht für die Töchter des Herrn und der Frau Dominantath. Die schliefen ja wohlherwahrt in ihrem lauschigen, jung-fräulichen Schlafgemach bei den Eltern im Herrenhaus. Als wir dann aus diesen Schlaf-sälen wieder in den unteren Räumen angelangt waren, erlebten wir noch eine kleine charak-teristische Szene. Dort war eine junge Sächsin-gängerin, ein junges Mädchen, anwesend. Unser Führer sagte uns, sie habe „die Spur“ (du jour). Das war auch wirklich der Fall, gleich-zzeitig aber war sie auch — natürlich nur neben-bei — krank. Sie hatte ein schlimmes Bein. Direkt nach uns war ein junger Art eingetreten. Er hatte uns nur ganz flüchtig, das Mädchen aber gar nicht gegrüßt. Nun richtete er ein paar kurze und bärtsche Fragen an sie, etwa so, wie ein Lieutenant seine Leute anredet. Und in der That, warum sollte es der Herr Doktor auch nicht? Solche Gesellschaft muß man eben auch militärisch kuriren. Sie sind krank, fragte er „Ja.“ Was fehlt Ihnen? „Schlimmes Bein.“ Derzeigen! Das Mädchen sogerte, wurde röth-lich, sah uns an. Aber noch hatten wir den Rücken nicht ganz gedreht und die nahe Thür nicht er-reicht, donnerte der schneidige Art je schon an: Derzeigen zum Donnerwetter; hier wird nicht genirt! Was dann weiter geschah, wissen wir nicht. Viel wird der Herr nicht an ihr herum-turirt haben. — Wie wäre diesen Armen, Elenden zu helfen? fragt dann Göhre. Sie selbst können sich aus ihrer Lage nicht erheben, dazu sind sie zu isolirt, gebildet, verarmt, un-gebildet und fährlos, und durch Agitatoren kann man sie nicht weiden, denn diese würden mit Hundsen von den Höfen gejagt werden. „Es giebt nur eine Erlösung für dies arme Volk: das ist die wirtschaftliche und politische Ver-nichtung ihrer „Herren“, dieses brutalen of-fenblichen Herrscherthums, das solche Zustände verschuldet und buhlet. Erst wenn diese wirtschaft-lich und politisch getrohen sind, wird dieses arme verflaute und verelendete Landvolk frei sein. Und wer an diesen Befreiungskämpfe mit theilnimmt, wird sich für Zeit und Ewigkeit einen Gotteslohn verdienen.“ — So spricht ein Faktor, der schon mehrfach erwiesen hat, daß er zu den Besten seines Standes gehört.

Ein lustig Stücklein ist wieder zu vermelden von der Art und Weise, wie in Sachen der Polizeikamp gegen den „Umsturz“ be-tritten wird. Hat der Arbeiter und Arbeiterinnen-Verein von Rößmeim ein Tanzperngnien zum Sonntag den 8. August angesetzt, welches die Behörde jedoch verbot. Und warum verbot sie es? Weil — besagter Verein zu wenig Mitglieder des jarten Gesichts hat. Bei 74 Mitgliedern nur 6 weibliche. Das Verbot lautet wörtlich:

Der vom Arbeiter- und Arbeiterinnenverein für Rößmeim und Umgegend für Sonntag den 8. d. Mts. angekündigte Ball hat als ein öffentliches Tanzperngnien im Sinne des § 8 Absatz c des Rößmeimer Tanzregulativs zu gelten, da nach dem eingereichten Mitglieder-verzeichnisse der Verein unter 74 Mitgliedern nur 6 weibliche Mitglieder besitzt, die Zahl der weiblichen Gäste also außer allem Verhältnisse zur Zahl der weiblichen Mitglieder des Vereines stehen wird. Die Abhaltung des Balles wird deshalb verboten.

Rößmeim, den 6. August 1897.

Der Stadtrat: Bürgermeister Räder.

Offentlich finden sich in Rößmeim ein Frauen und Jungfrauen, die durch Eintritt in den Verein die geschlechtliche Balance herstellen, denn sonst würde die fürstliche Polizei aus ihren Angeln und Röhren um Befestigung einer ge-nügenden Anzahl von Tänzerinnen gar nicht herauskommen.

Schweiz.
Lausanne, 8. Aug. Das Volk des Kantons Vaudois genehmigte in heutiger Abstimmung mit 12 185 gegen 4270 Stimmen eine Subvention von vier Millionen Franks für den Simplon-Durchstich.

Frankreich.
Der Militärrath in Frankreich. Der Bericht über die Aushebungsoperationen ge-staltet den numerischen Bestand der französischen Wehrkräfte festzustellen. Das stehende Heer, das 603 000 Militärrpersonen aller Grade um-faßt, entläßt alljährlich 70 000 Disponible und 212 000 Reservisten. Die Disponiblen bleiben zwei Jahre lang in dieser Stellung und können durch ein einfaches Ministerialdekret zum activen Dienste herangezogen werden, so daß das active Heer in Wirklichkeit 743 000 Soldaten zählt. Die Reservisten bleiben zehn Jahre in der activen Reserve, sechs Jahre in der Territorialarmee und sechs Jahre in der Territorialreserve. Wenn man von der Grundbesitzer von 212 000 Mann ausgeht und für jedes Jahr einen Verlust von zwei Prozent in Abzug bringt, erhält man folgende Ergebnisse: 1 887 000 active Reservisten, zehn Jahrgänge; 957 000 Territorialtruppen, sechs Jahrgänge; 847 000 Territorialreservisten, sechs Jahrgänge. Fügt man zu diesen drei Elementen der französischen Wehrkräfte die 743 000 Soldaten und Disponiblen der activen Armee, so erhält man 4 434 000 Kämpfer, die alle eine militärische Durchbildung erhalten haben, zwei Drittel mehr als ein Jahr, ein Drittel zehn Jahre hindurch, abgeben von der Wehr-bildung in den Lebensperioden der activen Reserve und der Territorialarmee. Es muß außerdem bemerkt werden, daß die Mobilisirung noch 25 Jahrgänge von 88 000 Mann in den Pilsidien, die nicht ausgebildet sind, und ferner 200 000 Wehrten des nächstjüngeren Jahrganges zur Verfügung der Militärbehörden stellen würde. — Eine ungeheure militärische Kraftanstrengung, mit der befanntlich der deut-sche Militarismus beständig konkurirt. Derliche „Segnung“ des besonnenen Friedens!

Spanien.
Zur Ermordung Canovas wird weiter ge-meldet: Canovas sah, eine Zeitung lesend, in Santa-Agueda auf einer Bank, als sich ihm ein Individuum näherte und meuchlings drei Re-volvergeschosse auf ihn abfeuerte. Der Ingenieur Alpiagu und der Journalist Torres waren sich auf den Verbrecher, der zwei weitere Schüsse ab-gab, ohne jedoch Jemand zu verwunden. Dem Revoluten Suarez gelang es, sich des Mörders zu verschieren, der der Gensdarmrie übergeben wurde. Canovas wurde auf sein Zimmer ge-bracht, wo er verstarb, nachdem er die letzte Oelung erhalten hatte. — Ueber das Verstehen des Attentäters wird gemeldet: Der Mörder heißt Miguel Goll, ist zu Baghe bei Neapel geboren, 26 Jahre alt und trägt einen Bart sowie Kugelhals. Er lebte einige Zeit in Barcelona, wo er die Heftigkeit der sozialistischen Zeitung „Ciencia“ besorgte. (Eine „sozialistische“ Zeitung giebt es dort nicht. Red. d. „Volksztg.“) Später bereiste er Frankreich, Belgien und Eng-land und kam im Sommer nach Madrid. An-fangs Juli wurde er in Lucera in Italien, nach-dem er sich für einen revolutionären Anarchisten erklärt hatte, wegen einer revolutionären sozial-istischen (?) Schrift zu Gefängnis verurtheilt, doch gelang es ihm, zu entfliehen. — Nach einer Meldung des „Berl. Tagebl.“ ist die Identität des Mörders von Canovas noch nicht endgiltig festgestellt. In mehreren Städten tauchte Goll unter anderem Namen auf. Nimmehr verwehrt er jede weitere Auskunft. Im Laufe der Nacht wurden zahlreiche Anarchisten verhaftet. — Der italienische Polizei ist ein Anarchist mit dem Namen Goll vollständig unbekannt. Eine Person dieses Namens ist auch niemals von einem Ge-richtshof in Lucera in Italien verurtheilt worden. Auch in Neapel, in Vozzuoli und in Baja ist der Name Goll unbekannt. — In San Se-bastian wurde ein Mann, der in dem Ver-dachte stand, Anarchist zu sein, verhaftet, aber wieder freigelassen, nachdem sich heraus-gestellt hatte, daß er ein italienischer Ban-quier war. — Aus London wird der „Frei-fig.“ vom 9. August gemeldet: Die hiesigen spanischen Anarchisten erklären, daß sie mit dem Mörder des spanischen Ministerpräsidenten Canovas nichts zu thun hätten, den sie gar nicht kennen. Sie halten zwar Canovas verantwor-tlich für die Tödtungen, hätten aber ihrerseits zu keinem gewaltsamen Mittel gegriffen, wie Goll, da sie eine friedliche Revolution auf verfassungs-mäßigen Wege erstrebten. Der an Canovas verübte Mord könne nur die That eines Einzelnen sein, nicht das Ergebnis einer Verschwörung.

Um die Herrschaft ringen jetzt, nach Canovas' Tode, mit doppelter Gier die Parteien. Auf der einen Seite stehen die, die heute im Besitz sind, die ministeriellen Konservativen; gegen sie regen sich die konstitutionell-liberalen unter Sagaha, die liberalen unter Moret und die konservativen Segurionisten, die sich von der Regierungspartei abgeplittet haben, unter Silvea. Auch die An-hänger des bourbonischen Thronpräsidenten Don Karlos, die Karlisten, sind wieder thätig. Die Republikaner, in sich gespalten und verworren, sind im Parlament eine belanglose Minderheit. Sagaha, Silvea und wie sie heißen, haben ihre „Dienste“ zur Verfügung gestellt, das heißt, sie schnappen nach Ministerposten, um, wenn

sie im Amte sind, dieselbe Mißwirtschaft be-gehen zu lassen, die heute wuchert.

Rußland.
Wie die russische Gensdarmrie die Sozial-demokraten vernichtet. Man schreibt der „Wiener Arbeiter-Zeitung“: Die Thätigkeit der polnisch-sozialistischen Partei in Rußisch-Polen macht den russischen Behörden und besonders den russischen Gensdarmen sehr viele Sorgen. Das ist aller-dings nicht mehrwählig. Diese Partei, die seit dem Jahre 1893 existirt, entwickelt eine sehr energische und rücksichtslose Thätigkeit. Sie vereinigte in ihrem Schooße alle, früher in mehrere Kreise verpflanzten sozialistischen Kräfte Polens; sie organisierte die polnische Arbeiterschaft in allen Industriezweigen Rußisch-Polens und Littauens (Bialystok, Grobno, Wilna); sie verbreitete unter den polnischen Arbeitern alljährlich zehntausende von den in London erscheinenden sozialistischen Broschüren, die nach Polen geschmuggelt werden; sie veröffentlicht schließlich in einer geheimen Druckeri in Warschau ein Parteiprogramm „Robotnik“ („Der Arbeiter“), von dem bereits 23 Nummern erschienen sind. Vor einem Monat begann noch eine Zeitschrift in ihrer geheimen Druckeri zu erscheinen — der „Gornik“ („Der Bergarbeiter“) — ein Organ der Bergarbeiter des Dombrau-Sosnowitzer Kreises. Alle Bemühungen der russischen Polizei, diese Organisation in ihre Hände zu bekommen und die Druckeri zu ent-decken, blieben erfolglos, und die Partei setzte ihre energische Thätigkeit fort, organisierte große Streiks, verbreitete die verbotene Literatur ufm. Endlich sind die Gensdarmen auf ein neues Mittel gekommen. Der Gensdarmcapitän Utoom meinte, daß die geheime Organisation der polnischen Arbeiter durch Entgelt werden konnte, wenn die Gensdarmrie ihre Spizel und Agents provocateurs aus der Mitte der Arbeiter wählen ließ. Aus diesem Grunde versuchte man alle Arbeiter, die als politische „Verbrecher“ in die Hände der Gensdarmen fielen, mit den größten Drohungen einer langjährigsten Verhaftung nach Sibirien oder Kerkerstrafen zu Spizelei zu zwingen. Aber auch dies brachte den Gens-darmen keinen Nutzen. Erstens hatten sie nur eine sehr geringe Zahl solcher Arbeiter, die, er-schreckt durch die Drohungen oder verlockt durch Versprechungen einer größeren Summe, für den Ver-rath an ihren Gensdarmen gefunden. Und wenn dies aber der Fall war, fanden die Ar-beiter der Organisation so fern, daß sie nichts zu verrathen hatten. Aber auch solche Spizel wurden bald entdeckt, und zwei von ihnen fielen als Opfer der Wache der Arbeiter. Ein gewisser Jermoloff wurde in Warschau und ein anderer, Wisniewicz, in Wilna ermordet. Die Namen der anderen Spizel wurden in dem „Robotnik“ ver-öffentlicht, und die Arbeiter konnten sich demnach schon früher vor ihnen hüten. Als die Gens-darmen gefehen hatten, daß diese Methode nichts mehr ist, kamen sie auf eine andere. Als deren Erfinder gilt ein Gensdarmriebeamter der Partisanen, über den wir in der letzten Nummer des „Wahrheit“ „Robotnik“ sehr interessante Sachen zu hören bekommen. Einer der War-schauer Gensdarmen, der schon zweimal im X Pa-trullen (der Reiter für die politischen Verbrecher in Warschau) eingesperrt war, ist am 9. Mai zur Gensdarmrieverwaltung eingelaufen worden. Dort kam ihm der Wittmeister Patrokin entgegen, der ihm sofort eine Menge von Komplikationen machte, indem er die Unzelligkeit und Geschick-lichkeit des Arbeiters bewunderte. „Wie müssen sehr gut“, sagte der Gensdarm, „das Sie sehr viel Beziehungen haben; und wenn Sie uns auch tausendmal sagen würden, daß Sie zu nichts gehören und keine verbotene Literatur lesen, werde ich Ihnen doch nicht glauben. Aber eben solche Leute, wie Sie, sind dem Staate nöthig.“ Und nun bot ihm Patrokin 100 Rubel (126 K.) monatlich an. Als der Arbeiter mit die Sade Ent-rüthung ihnen nachren Namen nannte und meinte, daß er niemals ein Spizel und Ver-räther werden würde, theilte Patrokin seine Ent-rüthung. „Ich verstehe und achte ihre Ent-rüthung“, sagte er, „aber warum denn sollen Sie ein Ver-räther sein? Wenn Sie sich all das überlegen, werden Sie uns aus Ueberzeugung dienen. Ich selbst, mein Herr, bin ein Sozialist, aber ein oekonomischer Sozialist, und darum bin ich gegen den politischen Kampf. Aber Ihr „Robotnik“ fällt auf jeder Seite über den Jar und die Regierung her. Unsere Regierung — behauptete das Weihen (so nennt man in Polen die russischen Gensdarmen, die eine blaue Uniform tragen) — hat nichts gegen den oekonomischen Kampf. Im Gegentheil, sie wünscht den Arbeiter den Sieg, und die Agenten sind ihr nur dazu nöthig, um zu erfahren, wo die Bewegung spontan entzünden und wo sie von den Agitatoren hervorgerufen worden.“ Patrokin that sehr liberal. Er be-dauerte, daß die russischen Beamten kauslich sind und lagte über die Dummheit seiner Kollegen. Das „Weihen“ besprach auch die Ermordung des Kosszizels Jermoloff, und nannte die That-sache eine höchst anarchoide Immoralität. — „Jermoloff diente uns aus Ueberzeugung; er war kein Ver-räther, da er nie an der revolutionären Bewegung theilgenommen hatte. Man hat seine Ueberzeugung nicht geachtet, man hat ihn gedödt! Das ist ja Unbillbarkeit gegen die Leute aus anderem Lager!“ Am Ende des dreißigjährigen Gesprächs legte das „Weihen“ seinen Hundertrubeligen auf den Tisch, als „Vorkauf“, und versprach noch eine größere Summe, wenn der Arbeiter den Gensdarmen

Bekanntmachung des Staatsministeriums

betreffend die Unterthugung der hiltigbedürftigen Unteroffiziere und Mannschaften, welche an dem Feldzuge von 1870/71 oder an den vorhergehenden Kriegen ehrenvollen Antheil genommen haben.

Durch das Reichsgesetz vom 22. Mai 1895 wegen Abänderung des Gesetzes vom 23. Mai 1873, betreffend die Gründung und Verwaltung des Reichs-Anwartsfonds (N. G. Bl. Seite 237) sind solchen Personen des Unteroffizier- und Mannschaftenstandes des Heeres und der Marine, welche an dem Feldzuge von 1870/71 oder an den von den deutschen Staaten vor 1870 geführten Kriegen ehrenvollen Antheil genommen haben und sich wegen dauernder gänzlicher Erwerbsunfähigkeit in unterthugungsbedürftiger Lage befinden, fortlaufende Beihilfen zugesichert, welche jährlich 120 M. betragen und monatlich im Voraus zahlbar sind.

Von der Theilnahme-Berechtigung sind ausgeschlossen:

- a. Personen, welche aus Reichsmitgliedern gesetzliche Anwartsbefugnisse oder entsprechende sonstige Zuwendungen beziehen,
- b. Personen, welche nach ihrer Lebensführung der bedürftigsten Fürsorge als unwürdig anzusehen sind,
- c. Personen, welche sich nicht im Besitze des deutschen Inbogens befinden.

Bei gleicher Anwartschaft, d. h. bei Erfüllung der Bedingung der dauernden gänzlichen Erwerbsunfähigkeit und der absoluten Unterthugungsbedürftigkeit, entscheidet für den Vorzug zur Erlangung einer Beihilfe in der Regel in erster Linie die Auszeichnung vor dem Feinde, in zweiter Linie die frühere Feldzugsperiode, an welcher der Bewerber theilgenommen hat, und in dritter Linie das höhere Lebensalter.

Als „ehrenvoll“ gebiet gelten alle diejenigen vormaligen Soldaten, welche während des Feldzuges sich nicht des Plünderens, des Marodierens, der Verwundung oder der Feigheit und Fahnenflucht schuldig gemacht und dierhalb Strafe erlitten haben.

Die Reihenfolge der Feldzüge, welche an und für sich in Betracht kommen können, ist folgende:

- 1. der Feldzug von 1848 in Schleswig-Soldaten.
- 2. der Kampf von 1848 im Großherzogthum Posen.
- 3. der 1849er Feldzug in Schleswig und Jütland und derjenige desselben Jahres in der Pfalz und im Großherzogthum Baden.
- 4. das Gefecht vom 27. Juni 1849 zwischen der Besatzung des Postdampfschiffes „Preussischer Adler“ und der dänischen Kriegsbriigg „St. Croix“.
- 5. der Kampf im Jahre 1849 zur Unterdrückung des Aufstandes im Königreich Sachsen.
- 6. der Feldzug von 1864 gegen Dänemark.
- 7. der Feldzug von 1866 gegen Oesterreich und Preussische.
- 8. der deutsch-französische Krieg von 1870/71.

Für die Marine können die Feldzüge 1848, 1849 und 1850 in Schleswig-Soldaten (insbesondere das Gefecht des für den Kriegsdampfer ausgerüsteten Postdampfschiffes „Preussischer Adler“ am 27. Juni 1849 mit der dänischen Kriegsbriigg „St. Croix“), ferner die Kriege 1864, 1866 und 1870/71, außerdem noch für die dabei theilgenommenen das Gefecht gegen die Kuffiraten der Tres Forcas am 7. August 1856 (Korvette „Danzig“) in Betracht kommen.

Da demnach einige Beihilfen zu vergeben sind, so fordert das Staatsministerium diejenigen, bisher noch nicht berücksichtigten ehemaligen Soldaten, welche ihren Wohnsitz im Herzogthum Oldenburg haben und nach vortheilhaftem Bescheinungen zur Erlangung von Beihilfen geeignet erscheinen, hierdurch auf ihre Bewerbungs-Gesuche, in welchen die erforderlichen Angaben zu machen sind, unter Anlegung der Militärpapiere, sowie unter Beifügung von Bescheinigungen, insbesondere über ihre dauernde gänzliche Erwerbsunfähigkeit und ihre unterthugungsbedürftige Lage, bis zum

15. August d. J. bei den Großherzoglichen Kammern und den Magistraten der Städte I. Klasse ihres Wohnorts einzureichen.

Dabei wird bemerkt, daß Veteranen deren Anträge auf Bewilligung von Beihilfen vom Staatsministerium bereits als begründet anerkannt sind, ihre Gesuche nicht zu erneuern brauchen.

Oldenburg, den 3. Juli 1897.
**Staatsministerium,
Departement der Justiz,
J. B. Janßen.**

Zu vermieten
eine dreizünmige Oberwohnung zum 1. November.
Grenzstraße 34.

Zu vermieten
zum 1. September eine Wohnung und auf sofort eine Werkstatt.
G. Janßen, Grenzstr. 20.

Zu vermieten
zum 1. November ein Laden mit Wohnung und Werkstatt, sowie mehrere drei- und vierzünmige Wohnungen.
Wih. Solle, Neue Wilhelmsh. Straße 65.

Zu vermieten
zum 1. September 1897 die früher von dem Zimmermann Carlens benutzte gemeinsame Wohnung in dem Neunaberschen Hause an der Genossenschaftsstraße hierseits.
Bant, am Markt.
Mandatar Schwitters.

Zu vermieten
zum 1. September 1897 die jetzt von dem Maurer Schilling benutzte Wohnung in dem Schlossmeister Janßen'schen Hause zu Kopperhöfen.
Bant, am Markt.
Mandatar Schwitters.

Zu vermieten
auf sofort oder 1. September eine dreizünmige Unterwohnung.
F. Janßen, Kopperhöfener Mühle.

Zu vermieten
zum 1. Oktober oder November mehrere drei- und vierzünmige Wohnungen im Neubau Verläng. Peterstraße. Näheres zu erfragen bei
Dirichs, Bant, Schmiedestr. 17.

Zu vermieten zum 1. Oktober oder November mehrere drei- und vierzünmige Wohnungen mit Zubehör. Näheres bei G. Schirbewohn, Kopperhöfen, Mühlenstraße 25 a.

Zu vermieten
möblirte Stube und Schlafstube
Verl. Gölterstr. 5, 1 Tr., Ede Ulmenstr.
Dasselbst guter Mittagstisch.

Gutes Logis f. 1 oder 2 j. Leute
Verl. Birkenstr. 70, 1 Tr. r.

Freundl. Logis
für zwei anständige junge Leute.
Neubremen, Grenzstr. 48, u.

Ein sehr gut möbl. Zimmer
an einen soliden, anständigen jungen Mann zu vermieten.
Fr. Overö, Verl. Noontstr. 5.

Zu verkaufen
eine fast neue Nähmaschine.
Wih. Fosse, Adolfsstr. 35.

Zu verkaufen
eine milchgebende Ziege.
Altendeichweg Nr. 12.

Billig zu verkaufen
ein Holzschuppen.
Ulmenstraße 32.

Einweihung.

Zu der am **Donnerstag den 12. August** stattfindenden **Einweihungs-Feler** meines der Neuzeit entsprechend modern und elegant eingerichteten Restaurants

Elsasser Hof

beehre ich mich hiermit, meine geehrten Freunde und Bekannten mit ihren Damen ergebenst einzuladen.

Neben Verabreichung durchaus vorzüglicher Speisen und Getränke bei höflicher und prompter Bedienung ist auch für musikalische Unterhaltung Sorge getragen.

Wilhelmshaven, 10. August 1897.

Hochachtungsvoll

Fr. Burmeister.

Geschäfts-Verlegung.

Meinen werthen Freunden und Gönnern zur Kenntniß, daß ich meine

Fahrrad-Reparaturwerkstatt

von Bismarckstraße 36 nach Bismarckstrasse 23 verlegt.

Für das bisherige Wohlwollen bestens dankend, bitte, mir dasselbe auch ferner bewahren zu wollen.

Hochachtungsvoll
P. Fischer.

Erwarte Ausgang dieses Monats eine Schiffsladung

prima schott. Stüd- und Ruß-Kohlen

und empfehle dieselben zu niedrigst gestellten Tagespreisen.

J. Büttmeyer, Neubremen.

Belegenheitskauf!

Bettfedern

schöne füllkräftige Waare
Pfd. M. 1.25.

abgepaßte Gardinen

gute Bleichwaare
Meter 18 Pf. empfiehl

Herm. Högemann,
H. G. Dickmann Nachf.

Kohlensäure

empfiehl
R. Herbers, Bierverl., Bant.

Aufforderung!

Die betreffenden Herren, die am 19. v. Mts. den **Schönenrood** vom Bahnhofshotel mitgenommen haben, werden hiermit dringend ersucht, denselben binnen 3 Tagen daselbst wieder abzugeben, widrigenfalls Anzeige gemacht wird.
M. J.

Beste und vortheilhafteste
Bezugsquelle für
Farben Broncen, Lacke, Firnisse,
Serpentinöl,
Leime, Pinsel, Seifen etc.
bei
R. Koil, Drog. z. roth. Kreuz.

Sohlen

aus haltbaren deutschen und amerikanischen Fabrikaten, sowie draughbares
Abfalleder
empfiehl zu bekannt billigen Preisen die Lederhandlung von
C. Ocker, Knorrstr. 6,
am neuen Marktplaz.

Arbeiter - Turn - Verein Phönix.

Freitag den 13. August
Abends 8 1/2 Uhr

Mitglieder-Verammlung

im Vereinslokal „Zur Kröze“.
Tagesordnung:

- 1. Hebung der Beiträge und Aufnahme neuer Mitglieder.
- 2. Turnersche Angelegenheiten.
- 3. Stiftungsfest betreffend.
- 4. Verschiedenes.

Um das Erscheinen sämmtlicher Mitglieder ersucht.
Der Vorstand.

Kranken-Unterstützungs-Verein „Anheim“.

Sonntag den 15. August
Nachmittags 4 Uhr

General-Verammlung

in Lokale des Herrn Kohl, Neubremen.
Um vollzähliges sowie pünktliches Erscheinen ersucht

Der Vorstand.

Vereinigung der Gastwirthe von Bant, Neueno und Heppens.

Donnerstag den 12. August
Nachmittags 4 Uhr

Monats-Verammlung

beim Kollegen Scholz in Heppens.
Die Tagesordnung wird in der Verammlung bekannt gemacht.

Um pünktliches Erscheinen wird gebeten.
Der Vorstand.

Schneiderin

(akademisch ausgebildet)
empfiehl sich

Gesine de Wall,
Lombdich, Schulkstr. 5.

Für Kranke!

Den geehrten Herrschaften von Wilhelmshaven, Bant und Umgegend empfiehl mich zur **individuellen Krankenbehandlung durch Heilgymnastik, Abreibungen und manuelle elektrische Massage** (System Dr. Rejcher); auch zur Anlegung von Rothverbanden und zur ersten Hilfe bei Unglücksfällen.

Die Massage in ihren verschiedensten Disziplinen und Kombinationen wird heutzutage mit Vorliebe nicht nur als ein Vorbeugungsmittel gegen allerlei körperliche Störungen, sondern auch als ein der Ableitung, der Kräftigung, Beförderung und Regulirung der Zirkulation vorzüglich dienliches Heilmittel betrachtet. Krankheiten des Nervensystems, der Unterleibs- und Bewegungsorgane haben durch Anwendung der Massage, in Verbindung mit der Electrotherapie und Magnetopathie schon in den hartnäckigsten Fällen ihre Heilung gefunden.

Theodor Steinweg,
ärztlich geprüfter Masseur,
Kieler Straße 69, 2. Et.

Eine Bohnenschnidemaschine

zu verkaufen.
Bant, Schmiedstraße 8.

Klauenöl

präparirt für Nähmaschinen und Fahrräder v. **H. Möbins & Sohn** in Hannover, Knochenölsfabrik.

Zu haben in den besseren Nähmaschinenhandlungen.

Prüfen Sie

wenn Sie ein Bett kaufen wollen, die verschiedensten Geschäfte, welches von denselben Ihnen für Ihr Geld das Beste liefert. Sie können keinen Artikel so schwer beurtheilen, als Bettfedern und Inlettstoffe, und werden Sie nur dann ein gutes Bett erhalten, wenn Sie sich an ein durchaus reelles Geschäft wenden. In unserer Betten-Ausstellung geben wir Ihnen Gelegenheit, ein Bett leicht beurtheilen zu können, und daß wir Ihnen in Folge unseres großen Umfanges für wenig Geld etwas Gutes liefern, dafür sind wir allgemein bekannt.

Wulf & Francksen.

Verantwortlich für die Redaktion: W. Morisse in Wilhelmshaven. Druck und Verlag von Paul Jug in Bant.